Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 51 — Marburg i. H., den 20. Dezember — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Advent. Gedicht — Adventsfreude — Vor dem Weihnachtsfest — In Kraft des Lichtes — Neue Bücher über Shakespeare (Vischer, Conrad, Daudet, Paulsen) — Zu unserm Bilde — Ottilie. Eine Weihnachtsgeschichte — August Friedrich Christian Vilmar — Bücher und Schriften: Die Madonna (Venturi-Schreiber); Katharina von Bora (Thoma); Kurt Hartmuts Glück und Elend (Spieß); Die hinter den Bergen (Sohnrey); Bekehrungsromane (Höcker, Wilbrandt); Greift nur hinein (Oertzen); Patria (Naumann); Allerlei; Unser Bild — An unsere Leser. Zum Quartalswechsel — Quittung — Anzeigen

Advent

Fallende Blätter, verwitterter Flor,
Nebelgespinnste auf Halde und Moor,

Raunend und flüsternd, gleich heimlichem Leid
Schwinget vom Sterben ein Laut durch die Zeit.

Fröstelnde Furcht, wie im Bann von Gefahr,
Lähmte die Seelen, wär Eines nicht wahr.

Eins, von Geschlecht zu Geschlechtern erlebt,
Selge Gewißheit, die himmelhoch hebt:

Hinter des Winters schneeknirschendem Klang
Harret ein Jubel von Lerchengesang! —

* * *

Vorhof des Ewgen, die sichtbare Welt
Ward uns zum Gleichnis des Jenseits bestellt.

Ob wir gewandert im finsteren Thal,
Hunger gelitten in zehrender Qual:

Lockend und ladend zur Ruhe des Herrn
Steht über Bethlehem siegreich der Stern!

Helene Lisco

Adventsfreude

Hebr. 10, 22*)

Zum Weihnachtsfest, zum Fest der Freude, bereiten wir uns vor.

Nun, Herz, so freue dich doch! — Warum freust du dich nicht? Du hast es wohl verlernt, dich zu freuen?

Kann man die Kunst, sich zu freuen, verlernen? Wer sie verlernt hat, hat sie wohl nie gehabt! oder hat er sie verloren, weil er in ihr eine „Kunst“ sieht?

Manchem thut man mit der Aufforderung zur Freude nur wehe, denn man bringt ihm zum Bewußtsein, daß er „freudlos“ ist.

Zwei Widersacher hat deine Freude: deine Unwahrhaftigkeit und dein böses Gewissen.

Deine Unwahrhaftigkeit.

Du hast Etwas scheinen wollen, was du nicht bist. Nun mußt du den Schein bewahren — das ist deine Qual. Du fliehst vor der Wahrheit, ihr Flammenblick durchbohrt dein Innerstes. Fliehen ist Sache der Feiglinge, das weißt du, darum bist du dir selbst verächtlich: darum kannst du dich nicht mehr freuen. Ohne Wahrheit keine Kraft, ohne Wahrheit kein Leben, ohne Wahrheit keine Freiheit.

„Was soll ich armer Sklave der Unwahrheit thun?“

Hasse die Lüge! hasse den Schein! Reiß dir die Maske ab! Sei vor dir selbst und deines Nächsten Auge, was du vor dem Flammenauge bist. So lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen.

„Aber mein böses Gewissen! — Meine frühere Unwahrhaftigkeit? Herrscht sie nicht wie ein Naturgesetz in meinen Gliedern — und die Lippen! mechanisch bewegt sie die Gewohnheit.“

Schlag dein böses Gewissen tot! Die Wahrheit giebt ein neues Herz, also giebt sie auch ein neues Gewissen. Was geht dich das alte an?

„Aber die Erinnerung kommt wieder!“

Ersticke sie! Erwürge! Es ist Notwehr in Verzweiflung.

„Aber verliere ich nicht mein sittliches Feingefühl im Vergessen? Und wieviel verdanke ich der Reue!“

Thor! Was die Wahrheit vergiebt und vergißt, willst du im Gedächtnis behalten? Und warum? Nur um mit einem Schein des Rechts Schwächling bleiben zu dürfen!

Thut die Wahrheit Etwas halb? Vergiebt sie halb? Also — willst du aus Liebe zum Bösen dein böses Gewissen am Leben lassen?

Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Wo sie nicht ist, da ist das gewaltsame Unterdrücken des Schuldbewußtseins ein Mord unsrer Seele. Aber hast du sie — da kannst du dich freuen.

So lasset uns hinzugehen besprenget in unsern Herzen und los von dem bösen Gewissen.

W V

*) Zustimmung und Widerspruch zu dem Artikel Zwei Gegner in Nr. 48 gab dem Verfasser obige Zeilen ein. D H

Vor dem Weihnachtsfest

Christus ist kommen und ist Ein Mal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden. Hebr. 9, 11 f.

Der Kalender bringt uns diesmal um unsere Weihnachtsnummer. Wenn dies Blatt ausgeht, ist es noch lange hin bis zum Fest, und wenn das nächste folgt, ist das Fest schon vorüber. So wollen wir die Zeit auskaufen, wie sie uns gegeben ist, und wollen an des Festes Schwelle noch ein ernstes Wort mit einander reden.

Geburtstag Jesu Christi — das ist Erscheinungstag der ewigen göttlichen Liebe, das ist Anbruch eines Ewigkeitstages. Es hat der Menschheit seitdem nicht an Wandlungen gefehlt, auch nicht an Wandlungen von Dunkelheit zu hellerem Licht:

in Wissen und Wissenschaft, Sitte und Moral, Können und Kunst, ja selbst in der Religion. Und wir haben auch seitdem wahrnehmen und würdigen gelernt allerlei Licht sonst in der Welt, zerstreutes Licht, jedenfalls wunderbares Licht, von dem man oft nicht sagen kann, woher es kommt: manchmal ists Abglanz und Rückglanz von unsrer Sonne, manchmal ists wie eignes, aus weiter Ferne strahlendes Fixsternlicht, das nicht recht weiß, obs mit unsrer Sonne sich messen oder mit ihr Eine Helle ausstrahlen soll. Es giebt Menschenkinder, auch in der Christenheit, denen ist immer gleich bange, ob derlei Wandlungen oder Entdeckungen uns nicht um das Licht bringen könnten, das von der Geburt Jesu ausstrahlt. Die Sorge finde ich wunderlich, und wer sie hat, soll, eben da es noch Zeit ist, noch vor dem Fest, sie mit der Wurzel aus seiner Seele reißen. Denn alle Erkenntnis und Schätzung jener Wandlungen und Entdeckungen nimmt dem Wert der Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist, Nichts. Es bleibt sein Geburtstag für uns und damit für unsere Welt — was aber wissen wir denn von einer andren? — der Anbruch des großen Ewigkeitstages. Christus ist gekommen, ist in das Heilige eingegangen, wir warten keines Andren und keiner andern Erlösung. Nur daß dieser Erlösung Segen völlig über uns komme, Jesu Geist uns ganz in sich verzehre, sein Friedensreich mitten in aller Unruhe der Zeit, seine Gerechtigkeit trotz aller Schwäche, Thorheit, Treulosigkeit in unsern Herzen triumphiere und wir so von seinem ewigen Reichtum reich werden auch für Andere, das ists, worauf wir warten, was wir uns wünschen immer neu alle Tage, und sonderlich zum Weihnachtsfest.

In solcher Stimmung, dankbar für alles Empfangene und für das, was noch kommen soll, fühlen wir Christen uns als Eine Gemeinde, ja als Eine Familie. Wir können nicht Weihnachten feiern, unter dem Christbaum oder im Gotteshause, ohne daß das Gefühl uns überkommt: wir haben doch etwas Besondres! Dies Gefühl könnten wir ja auch sonst haben, am Karfreitag oder zu Ostern, bei Kindtaufe und Begräbnis. Aber zu allen diesen Gelegenheiten drängt sich die Menge nicht so mit herzu. Hier aber: Weihnachten wollen sie alle feiern. Nur ein paar ganz Blasierte oder ganz Verirrte bleiben abseits. Und wenn sie nun so kommen und möchten gern, soll denn da nicht ein Gefühl der Freude uns überwältigen, daß wir es können! Wahrhaftig, das ist ein schlechter Weihnachtsprediger, der in seiner Kirche nicht dies vor allem lebendig macht. Ich kann nicht anders als in dem bekannten Weihnachtslied das „Himmlische Heere jauchzen dir Ehre“ auf die Christenheit beziehen, die alsbald angeredet wird: „Freue dich, freue dich, o Christenheit“, nicht auf die „fröhliche, selige Weihnachtszeit“, von der vorher die Rede ist. Die himmlischen Heere haben etwas Wichtigeres zu thun, als der Weihnachtszeit Ehre zu bringen, sie jauchzen dem Christkind zu und seiner Christenheit.

So schließen wir uns zusammen mit Allen, denen Jesus Christus zum erlösenden Erlebnis geworden ist, in dankbarem Familiengefühl. Und keine vermeintliche Toleranz, keine Allerweltsansprüche sollen uns verführen, eigenstes, kostbarstes Gut gering zu achten. Aber Gott Lob! darin hat sich eben eine jener Wandlungen vollzogen, von denen schon die Rede war, einer jener Fortschritte in der Religion auch nach Jesus Christus, daß wir mitten im seligen Bewußtsein unsres Sonderbesitztums uns nicht mehr sorgen müssen um die, die nicht so mit uns feiern können, als wären sie verloren und verdammt. Gewiß, es geht Scheidung und Entscheidung durch die Menschen- und Menschheitsgeschichte, es geht ein Gericht durch die Welt, das reicht bis in die Ewigkeit hinein. Aber so einfach vollzieht sich das nicht, wie unsere Väter wähnten und wie einst die Kirche lehrte. Derselbe Jesus Christus, der Zöllner und Sünder der göttlichen Liebe froh machte vor den Pharisäern und Schriftgelehrten, der ist uns dafür Bürge, daß wir recht thun, wenn wir die Unkirchlichen draußen heute mit ganz anderen Maßstäben messen. Die ganze Welt der Tastenden und Suchenden, der Strauchelnden, Zweifelnden und oft schon Verzweifelnden: je tiefer wir drinstehen im Glauben, desto weniger ist sie uns fremd. Wir wissen: auch für sie ist Jesus geboren; sie haben von ihm schon mehr empfangen, als sie selber ahnen und zugestehen; auch für sie hat er, was sie brauchen. So freuen wir uns mit ihnen, daß sie schon auf dem Wege sind. Und wir sehen nicht scheel zu Weihnachten auf die sich herzudrängende Menge, wir rufen im Gegenteil noch herbei, die scheu oder verdrossen von ferne stehen: Kommt und feiert unser Fest mit; unser Fest ist euer Fest, unser Gott euer Gott!

Eine Gemeinde, die da weiß, was sie an ihrem Herrn und Heiland hat, darum ein fester, Licht und Wärme ausstrahlender Mittelpunkt in einer rauhen, zerfahrenen Welt — so soll die Christenheit zu Weihnachten sein. Dazu helfe ihr das gepredigte Wort an allen Enden der Erde, dazu helfe das Singen und Klingen, das Geben und Nehmen herüber und hinüber. Laßt uns ein christlich Weihnachten feiern um unser und um der Welt willen! Sie habens beide nötig, wir und die Welt.

R

In Kraft des Lichts

Frau Till sitzt am Fenster im Strahl der hellen Wintersonne. Die Hände halten den wollenen Strumpf fest, bewegen sich aber nicht. Draußen blitzt der Schnee in grellem Weiß. Dach um Dach, weich und wollig bedeckt, hebt sich empor, eine schiefe Ebene hinter der andern, und ferne steigt durch die zitternden Nebelschleier ein schlanker Kirchturm in die kalte Luft.

Frau Till sieht davon Nichts. Ihre Augen sehen nicht hinaus, sondern hinein. Sie sehen einen langen, langen engen, steinigten und dornbesäten Weg. Sie ist ihn gewandert den ganzen Sommer hindurch. Ein Jahr ists nun bald, seit von der gewerbereichen Stadt X der Bericht zu ihr geflogen kam, daß ihr Sohn, „ihr Jüngster“ einen Unfall erlitten habe und krank liege. Er war Ausläufer gewesen in einer Weinhandlung und hatte arglos einen schwer belasteten Flaschenkorb fortgetragen. Plötzlich ist er hingefallen. Ein Blutstrom entquoll seinem Munde. So hat der Sanitätsposten selbst es ihr erzählt, der ihm die erste Hilfe leistete. Sie hat ihn heimgeholt, hat ihn gepflegt, so eifrig ein Mutterherz pflegen kann. Ein paar Wochen im Sommer sah es aus, als wollte die jugendliche Kraft den Sieg gewinnen; aber als der Herbst mit Nebel und Wind daherschlich, da kam das Fieber wieder und die drohenden Schmerzen, und jetzt wußte sie, daß keine Hoffnung mehr war.

„Mutter,“ tönt es durch die offene Kammerthüre, „Mutter.“ — Frau Till springt rasch auf. Der Ruf hat sie bei Tag und Nacht auf die Beine gebracht.

Drinnen im Kämmerlein, das ein Petroleumflämmchen matt erwärmte, lag ihr Sorgenkind. Mit einem Schritt war sie neben ihm nnd stützte ihn unterm Kopf, daß er sprechen könne. „Was möchtest du, Otto? Möchtest du Etwas trinken?“

„Ach nein, Mutter, ich wollte nur wissen, wann Weihnachten ist?“

„Weihnachten? Denkst du an Weihnachten? Ich habe noch nicht daran gedacht und mag nicht daran denken, so lange du krank bist. Aber wart, ich will mich besinnen, wann es etwa sein könnte?“

Die glänzenden braunen Augen hefteten sich fest auf Mutters Gesicht, als wollten sie dort die Antwort lesen.

„In vierzehn Tagen, Otto.“

„So lang noch“, seufzte er, „und ich freue mich doch so.“

„Freuen?“ fragte sie zitternd. — „Möchtest du denn Etwas?“

„Ja ich freu mich sehr, Mutter. Ich freu mich aufs Christbäumli, auf die Lichtlein alle, die vielen hellen. Gelt, Mutter, du zündest da bei mir dann ein Bäumlein an?“

Der Mutter Lippe bebte. Sie setzte sich auf den Stuhl am Bette und schluchzte. „Warum weinst du jetzt?“ fragte der Kranke verwundert. „Weinst du, weil ich mich freue auf die Lichtlein?“

Frau Till dachte zurück an ein anderes Stündchen im selben Kämmerlein. Der Doktor war eben fortgegangen. Sie hatte ihn zur Treppe geleitet, und als sie wiedergekommen war, da hatten sie Ottos Augen fragend angeschaut: „Mutter, kann

mir der Doktor helfen?" Und als er in der Mutter Gesicht die Antwort las, da hatte er sich ins Kissen geworfen mit dem Schmerzschrei: „Ja, dann werd ich eben sterben müssen!"

Und nun war die Angst gewichen. Er wußte, daß vor ihm lag die dunkle Bahn und die ganz enge Thüre; aber er freute sich aufs Weihnachtslicht, das davor noch leuchten sollte in seinem Kämmerlein und in seinem Herzen, und mit diesem Strahl wollte er dann wandern ins Dunkel hinein.

Das alles zog durch Mutter Tills Herz, als sie ihre Thränen trocknete und lind und leise Ottos Kissen zurecht legte. „Ja gewiß sollst du ein Bäumlein haben, ein helles und schönes, ein Bäumlein voll Lichter!"

* * *

Ist Ottos sehnendes Verlangen nach der Kraft des Lichtes nicht auch unser Teil? Wandern wir nicht auch einen dunkeln und dornigen Weg und stehen in mehr oder weniger Schritten an der engen Thür, durch die wir hinein-, aber nie zurückgehen werden?

Blicken wir voll und tief ins Weihnachtslicht und lassen wir den ganzen reichen Strahl der Gabe und Gnade Gottes, die uns in Christo gegeben ist, ins Herz fallen, dann können wir in Kraft dieses Lichts wandern, bis wir hinkommen zur vollen, unvergänglichen Herrlichkeit im Hause des Vaters.

Dora Schlatter-Schlatter

Neue Bücher über Shakespeare

1. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Zweite Reihe: Shakespeare-Vorträge. Erster Band: Einleitung. Hamlet, Prinz von Dänemark. Stuttgart, Cotta 1899. 510 S. 9, gebunden 10 Mk. Zweiter Band: Macbeth. Romeo und Julia. Ebenda 1900. 295 S. 7 Mk.
2. Shakespeares Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild. Von Hermann Conrad. Stuttgart, J. B. Metzler 1897. 321 S. 4,50, gebunden 5,35 Mk.
3. Fahrten und Abenteuer des jungen Shakespeare. Historischer Roman. Von Léon A. Daudet. Autorisierte Uebersetzung von A. Berger. Stuttgart, Franckh, ohne Jahr (1898). 291 S. 3, gebunden 4 Mk.
4. Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Wilhelm Hertz 1900. 259 S. 2,40 Mk, gebunden 3.

1

Kein Volk hat einen fremden Dichter so in seine eigene Litteratur aufgenommen, als wir Deutschen Shakespeare: er gehört einfach zu „unseren Klassikern". Es ist bezeichnend, daß das für jeden Shakespeare-Forscher unentbehrliche, in seiner Art geradezu vollendete Shakespeare-Wörterbuch in englischer Sprache von einem Deutschen, Alexander Schmidt in Königsberg, 1874 geschrieben worden ist. Wir werden das freilich gewaltigere Unternehmen eines Goethewörterbuches wohl kaum von einem Engländer erwarten dürfen. Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft ist wohl zehnmal so groß als die englische Goethegesellschaft, und die deutsche Shakespeare-Litteratur wird auch von den Engländern als der ihrigen überlegen angesehen. Diese unsere Stellung zu Shakespeare hängt so eng mit all unsern starken und schwachen National-Eigenschaften zusammen, daß sie wohl immer die gleiche bleiben wird.

Die Shakespeare-Litteratur ist nun zwar noch nicht so endlos wie die über Goethe, aber doch immerhin weitschichtig genug, um dem alten Seufzer Raum zu geben: Des Büchermachens ist kein Ende. Vollends akademischen Vorträgen gegenüber, die vor zwanzig Jahren gehalten worden sind, könnte man nach der Notwendigkeit der Veröffentlichung wohl zu fragen geneigt sein. Aber alle diese Bedenken müssen bei der Lektüre der Vischerschen Bände schwinden, und wenn Strauß einmal an Vischer geschrieben hat: „Deine Vorträge über Shakespeare möchte ich hören können, denn zu lesen kriegt man das doch nie", so dürfen wir in der That dem Sohne des Verstorbenen, Professor Robert Vischer in Göttingen, aufrichtig dankbar sein für die selbstlose, pietätvolle und mühsame Arbeit, die er an die Veröffentlichung der Vorträge seines Vaters wendet. Die erste Reihe enthielt die Vorlesungen über Aesthetik, die vorliegende zweite Reihe über Shakespeare ist auf sechs Bände angelegt, und ihr wird eine dritte folgen: die Vorträge über neuere deutsche Poesie, auf die man sich jetzt schon freuen darf. Diese werden auch dazu beitragen, das natürliche Bedauern wenigstens teilweise aufhören zu machen, daß solche eingehende Behandlung eines so berufenen Erklärers nicht Goethe zu Teil geworden ist, denn es bleibt eben doch immer ewig schade, daß im Zentrum des ästhetischen Interesses für Vischer nicht Goethe, sondern Shakespeare stand.

2

Der erste Band enthält drei Teile: zuerst eine allgemeine Einleitung über Shakespeare auf 230 Seiten, dann eine ins Einzelne gehende Besprechung des Hamlet mit dazwischen in einzelnen Teilen eingefügter vollständiger eigener Uebersetzung des Stücks, und zuletzt 30 Seiten Nachträge von Morsbach und dem Herausgeber, die das Buch auf die Höhe der heutigen Shakespeare-Forschung bringen sollen. Hierbei wird, wie das so zu gehen pflegt, öfters dem im Text Gesagten direkt widersprochen, während die Zusätze selbst doch wieder zu kurz sind, um die vielfältigen Streitfragen erschöpfend zu behandeln und deshalb manchmal anfechtbare und viel bestrittene Behauptungen einfach aufstellen, z. B. daß auf der Shakespeareschen Bühne eine Tafel den Ort der Handlung angegeben habe. Bei dem Abschnitt „Shakespeare in Deutschland" sind die neueren Forschungen von Brandl und Bernays nicht berücksichtigt u. a. m. Aber was bedeuten diese kleinen Ausstellungen neben der prächtigen Gabe der Vorträge selbst! Die wenigsten der Leser, die Vischer sich wünschte, werden solche Mängel bemerken, und die sie merken, denen wird es die Freude nicht verderben.

Vischer giebt ein prächtig anschauliches Bild von der Hauptsache, dem Zeitalter Shakespeares und der Mischung von Mittelalterlichem und Modernem, wie sie für die germanische Renaissance charakteristisch ist, in der „der sinkende Mond der Romantik noch am Himmel stand, während schon die Sonne der Aufklärung emporstieg". Beides findet Vischer auch in dem Dichter Shakespeare und zeigt deutlich, wie in seiner Poesie beide Bildungsformen sich durchdringen, aber auch als heterogene Bestandteile sich zuweilen augenfällig stören. Er schildert Shakespeare im Zusammenhang mit seiner Zeit und kritisiert, ehrlich und sittenstreng wie Vischer immer war, seinen Helden. Den euphuistischen Schwulst, mit dem der Dichter besonders in seinen Jugendwerken der Moderichtung seiner Zeit seinen Tribut bezahlt, behandelt er noch glimpflich, strenger schon den Zug zum Krassen, der sich manchmal findet; aber scharf geht er ins Gericht mit den leider bei Shakespeare allzuhäufigen Zoten, die freilich auch zum Zeitgeschmack gehörten. Ja er geht so weit, daß er bei den häßlichen Reden, die Hamlet Ophelia gegenüber im Munde führt, sagt, er habe seinen Lesern den Gefallen gethan, diese Stellen in seiner Uebersetzung wegzulassen. Wenn das auch Manchem vielleicht zu weit gegangen scheinen könnte, so ist es doch wahrhaft erquickend, solchen Anschauungen zu begegnen bei einem Mann wie Vischer, dem man die Fähigkeit rein ästhetischer Betrachtung solcher Dinge wohl kaum abstreiten wird und der in seiner köstlichen Streitschrift „Mode und Cynismus" zur Genüge gezeigt hat, daß er von ängstlicher Prüderie wahrhaftig weit genug entfernt ist.

Der Stil der Vorträge ist freilich nicht der unnachahmliche Vischerstil seiner Kritischen Gänge oder gar seiner von ihm selbst veröffentlichten wundervollen Reden; er befleißigte sich im Vortrag absichtlich einer möglichst einfachen Sprache in ganz kurzen Sätzen. Aber der Herausgeber hat wohl gethan, bis auf den Satzbau und kleine Wiederholungen hinaus die Form der Vorträge beizubehalten. Wie ungemein lebendig und behaglich zugleich ist der Fluß dieser Ausführungen und wie kräftig die Sprache, die unbedenklich aus dem heimatlichen Dialekt schöpft, wo dort ein treffendes Wort die Schriftsprache bereichern kann.

Die verrückte Bacon-Hypothese thut Vischer mit gebührendem Spott ganz kurz ab.

3

Seine frühere Ansicht über Hamlet, daß er an übergroßer Reflexion leide und deshalb nicht zur That komme, die er mit drastischen Vergleichen ausgeführt hatte, hat Vischer schon etwa 1867 aufgegeben. Seine neue Anschauung aber war bisher nur aus einem kurzen Aufsatz von 1882 bekannt. Jetzt finden wir sie ausführlich dargelegt und begründet. Hamlet ist ein Stimmungsmensch, ein Nervenmensch, ein nach der Phantasieseite entwickeltes Genie, er leidet am Phantasiegenie. Er ist genial-humoristisch, aber sein Humor wird zur Selbstironie. Solche Geister, die auf Phantasie gestellt sind, bringt eine Aufgabe praktischer Art völlig in Verwirrung: wie wenn nach allen Seiten telegraphiert und so trotz der Thätigkeit Nichts ausgerichtet wird. Wohl ist zu viel Reflexion da, aber Hamlet ist kein zähkalter Reflexionsmensch: es ist die Phantasie-Leidenschaft, die bei ihm den Drang zum Handeln lähmt. Nicht das Denken bringt ihm tragischen Untergang, sondern das Wogenmeer der Phantasie. Es ist Vischers Ueberzeugung, daß hier Shakespeare sich selbst gezeichnet habe: er wollte zeigen, wie es „Unsereinem“ ginge, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen. Vischer redet hier, wie im „Auch Einer“, auf dessen wundersam gemischten Charakter von hier aus erst das rechte Licht fällt, offenbar aus seiner eigenen Seele heraus.

Leider kann ich hier nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, aber jedem Shakespearefreunde, wie Allen, die es noch werden sollten, kann ich nur raten: kaufe das Buch oder lasse es dir zu Weihnachten schenken.

4

Im gleichen Maße gilt das von dem zweiten Band. Jeder aufmerksame Leser Shakespeares wird schon über die Macbeth-Uebersetzung in der gebräuchlichsten und eigentlich als Ganzes immer noch unübertroffenen Ausgabe von Schlegel und Tieck ärgerlich oder entrüstet gewesen sein: sie ist von Dorothea Tieck und in der That unerlaubt schlecht. Vischer gibt eine neue vollständige Uebersetzung, die ganz ausgezeichnet ist und von der man nur wünschen möchte, daß Cotta sie separat herausgeben wollte.

Macbeths Grundcharakter ist nach Vischer phantasievoller Ehrgeiz: Macbeth betrachtet schon lange innerlich die Schönheit des Herrschens, und so kommt seine ursprünglich gute und edle Natur plötzlich dahin, als die Prophezeiung ihm den Weg zum Herrschen zeigt. Er geht unter, weil er den Fluch der bösen That nicht ertragen kann, daß ihre Früchte immer nur durch neue Gräuel gesichert werden können. Die „gefühlte Gefühllosigkeit“, zu der Macbeth verurteilt ist, ist eine psychologische Vorstellung von echt Vischerscher Feinheit: Macbeth ist gänzlich abgestumpft gegen jeden Eindruck und hat das Bewußtsein dieser Abstumpfung; man möchte es eine heroische, tragische, fürchterliche Art der Blasiertheit nennen. Aber er geht dennoch unter wie ein Held, und so bleibt als Eindruck Mitleid und Furcht, denn wir fühlen, im Menschen an sich liegt die Möglichkeit zu jedem Verbrechen.

Romeo und Julia nimmt Vischer, wie nicht anders zu erwarten, gegen die bekannten Vorwürfe Ulricis, denen sich auch in einer Anwandlung von unleidlicher Prosa Eduard von Hartmann angeschlossen hat, in Schutz. Nicht das sinnliche Moment verunreinigt ihre Liebe: ihre Liebe ist sittlich, weil sie wie jede ganze Liebe nach ihrer realen Vollendung strebt, nach der Ehe, in der das Natürliche und das Sittliche einander durchdringen. Die Idee des Stückes liegt nicht in der Lehre vom Maß, sondern in dem Zwielicht von Schuld und Unschuld, wodurch ihre Träger nur sich selbst schaden. Die unselige jähe Raschheit Beider, die Wildheit Romeos, das ist, was sie verdirbt, und der Zufall, der waltet, wird erst von ihnen zu ihrem Schicksal gemacht.

5

Wie unendlich vieldeutig die Schöpfung eines wahren Dichters ist, zeigt sich nirgends deutlicher als bei Hamlet. Wie viele Versuche zur Lösung des Rätsels sind gemacht worden, und wie entgegengesetzt sind die Richtungen, in denen sie sich bewegen. Von der Auffassung Vischers habe ich eben gesprochen; eine ganz neue bietet uns Conrad. Sein Buch enthält zwei für sich bestehende, aber zusammengehörige Abschnitte. Shakespeares Selbstbekenntnis liest der Verfasser aus seiner neuen Deutung der vielumstrittenen Sonette auf Robert Essex heraus, von dem uns ein interessantes und anziehendes Charakterbild entworfen wird. Daneben sucht Conrad Shakespeare von den moralischen Vorwürfen zu reinigen, die man ihm aus seinem Verhältnis zu der in den Sonetten besungenen treulosen Geliebten gemacht hat. Er unterscheidet dabei mit feinem psychologischen Verständnis und großem sittlichen Ernst zwischen thatsächlichen und fingierten Bestandteilen solcher Dichterwerke, wie die Sonette es sind. Ein Widerspruch ist mir aufgefallen: Seite 306 wird die damals gewöhnliche Form des englischen Sonetts angegeben, Seite 312 wird dieselbe Form Shakespeare zugeschrieben mit dem Hinzufügen, daß sie „sonst nicht gewöhnlich“ gewesen sei.

Diese Essex-Hypothese — denn sie ist nur eine neben vielen — gewinnt nun an Wahrscheinlichkeit durch den zweiten Teil des Buches, wo Conrad Essex als das Urbild von Hamlet nachzuweisen sucht. In der That sind die Verhältnisse in der Familie von Essex auffallend genau dieselben wie bei Hamlet. Leicester hat Essex genau dasselbe angethan, was Claudius dem Hamlet that: seine Mutter verführt, seinen Vater heimlich getötet und dann die Witwe geheiratet; hier ist es die Liebe zur Mutter, die Essex von der Rache abhält und sogar zu einem widerwilligen Verkehr mit Leicester bringt; allerdings giebt er zuletzt den Verdacht des Mordes auf. Von hier aus fällt nun in der That ein neues Licht auf Hamlet, den Conrad als einen siebzehnjährigen Jüngling von der genialen Frühreife des Essex ansieht. Vermöge seiner ausgezeichneten Eigenschaften, unter denen die hervorragendste der völlige Mangel an Verstellungskunst ist, der ihm auch die Idee eingiebt, sich wahnsinnig zu stellen, weil er ohne dieses Auskunftsmittel sich nicht beherrschen könnte, muß Hamlet an dem Hofe des Claudius ebenso sicher untergehen, wie Essex an dem der Elisabeth untergehen mußte, deren Charakter Conrad in den schwärzesten Farben schildert, ganz wie Schiller. Das Verbrechen des Claudius kann nur entweder öffentlich durch Aufdeckung der Schande der Mutter oder heimlich durch Mord gerächt werden. Beides vermag Hamlet nicht, einzig wegen seiner guten Eigenschaften. So fällt er ohne Schuld. Conrad führt ausdrücklich aus, daß es eine moderne Schicksalstragödie geben könne, in der der Held im Kampfe mit dem Schicksal untergeht, ohne Schuld auf sich zu laden, vor allem ein jugendlich reiner Idealist, wie Hamlet aufgefaßt wird. Als weiteres Beispiel wird noch Max im Wallenstein angeführt. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde.“ Von diesem Standpunkt aus wäre dann auch ein Christusdrama möglich.

Die Polemik ist bei Conrad maßvoll und vornehm, was in der Hamlet-Literatur sonst sehr oft nicht der Fall ist; nur Börne erhält die verdiente derbe Abfertigung.

6

Während manchmal in der Beurteilung eines geschichtlichen Charakters der Dichter schärfer sieht als der Historiker — Schillers Zeichnung der Elisabeth widersprach allen Anschauungen seiner Zeit, ist aber heute die allgemein giltige; nicht viel anders steht es bei Wallenstein —, kann das von Leon A. Daudets Buch über die Fahrten und Abenteuer des jungen Shakespeare nur mit großem Vorbehalt gesagt werden. Das Buch ist aber außerordentlich interessant als Versuch, wie ein Franzose sich einen so grund-germanischen Charakter wie Shakespeare zurechtlegt. Die Zeiten sind freilich vorbei, wo Voltaire von den abscheulichen Plattheiten Shakespeares reden konnte, aber auch für Daudet ist die Größe des englischen Dichters nur auf der Folie des Barocken möglich. Barock ist überhaupt fast Alles in dem Buch, die Zeichnung des Milieus, in dem Shakespeare in Holland und Deutschland sich bewegt, und seiner Freunde, unter denen der Dichter Fischart nun in der That wirklich barock war. Auch der Stil des Buches, soweit man das aus der fließenden Uebersetzung

schließen kann, ist eine merkwürdige Mischung des derbsten Realismus mit spitzen französischen Antithesen. Echt französisch ist auch, daß, sobald ein weibliches Wesen auftritt, ja nur gesehen wird, Verfasser und Held in Aufregung geraten, weil der „Duft blonder Haare etwas Kompliziertes ist“, oder weil sie „mit dem Fuße wippte, der wie eine kleine Maus aussah“ oder aus andern uns gewöhnliche Sterbliche kalt lassenden Ursachen. Der unermeßliche innere Reichtum der Phantasie Shakespeares und ihre unbändige rastlose Gestaltungskraft ist übrigens eindrucksvoll geschildert.

7

Eine den beiden bisher besprochenen geradezu entgegengesetzte Anschauung Hamlets vertritt Paulsen in seinem Buch. Er giebt drei Aufsätze „zur Naturgeschichte des Pessimismus“, und es ist bezeichnend für die unverwüstliche Lebenskraft der Schöpfungen großer Dichter, daß er neben den geschichtlichen Schopenhauer unbedenklich zwei erfundene Charaktere setzen kann: Hamlet und Mephisto. Es wäre verlockend für mich, besonders auch auf den Letztern hier einzugehen, aber ich darf nur soviel verraten, daß er von Mephisto ausführt: er ist gemein, er sieht gemein, er macht gemein.

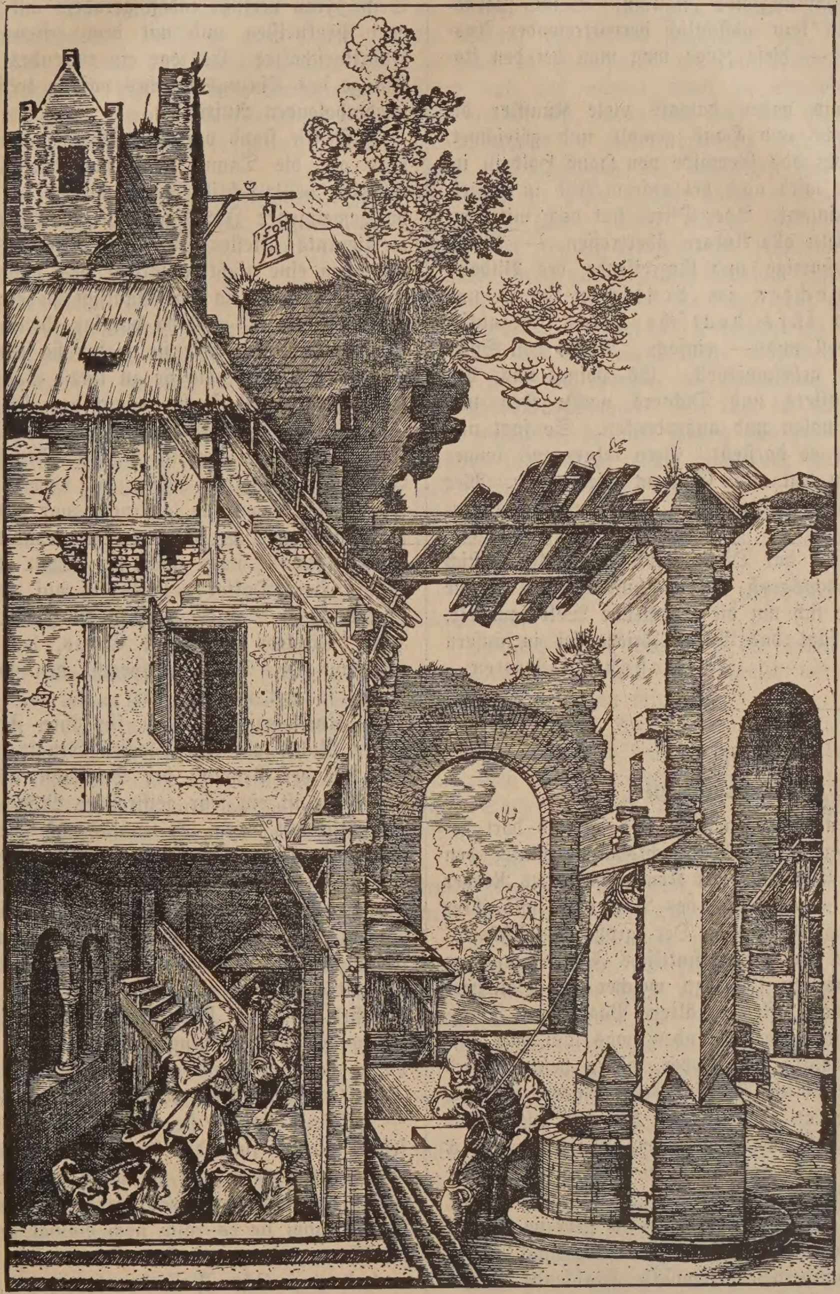
Paulsen verurteilt Hamlets Charakter in allem Wesentlichen. Hamlet ist ein Virtuose in der Kunst, heimliche Unthaten ans Licht zu bringen, aber völlig unfähig, das Notwendige zu thun. Er kann das rechte Verhalten zum Bösen nicht finden. Statt es rüstig anzupacken und zu bekämpfen, „wendet sich bei ihm die ganze Energie der Seele auf seine Ausspähung, Bloßstellung und Beschimpfung“. Das ist eben sein „Pessimismus“. Eduard von Hartmann würde ihn unter die Rubrik „Entrüstungspessimismus“ bringen. Hamlet beseelt deshalb die Stimmung grimmiger Menschenverachtung, die am schärfsten in den Worten nach der Ermordung des Polonius hervortritt. Diese angeborene Neigung zur Medisance, diese Einstellung des Blickes auf das Böse wird durch die entsetzlichen Verhältnisse, in die er sich gestellt sieht, bis zum Uebermaß, bis zur Krankhaftigkeit gesteigert. Hamlets Schuld aber besteht darin, daß er diese gefährliche Seite seines Naturells nicht durch den vernünftigen sittlichen Willen zu disziplinieren im Stande gewesen ist. So richtet er sich innerlich zu Grunde und fällt in die plumpe Falle, die ihm Claudius stellt.

Hier führt der geradezu biblisch sittliche Ernst, der sogar die Sprache Paulsens mit Anklängen an das Bibelwort erfüllt, zu ganz andern Urteilen über den von dem Dichter geschaffenen Charakter, als bei Vischer und Conrad.

Wenn ich oben von der Vieldeutigkeit eines Kunstwerkes gesprochen habe, so meine ich das in vollem Ernst. Ich glaube gar nicht an die Lösung des Hamletproblems, weil eben ein echtes Kunstwerk viele Deutungen zuläßt, die einander gar nicht auszuschließen brauchen, da mehrere von ihnen richtig sein können. Ja selbst die Intention des Künstlers ist nicht absolut entscheidend, denn in dem vollendeten Kunstwerk liegt mehr als in der Intention seines Schöpfers. Ein Dichter, sagt Vischer im „Auch Einer“, ist immer gescheiter als er selbst, aber auch dümmer als er selbst. Und so mögen denn auch über das Problem Hamlet die Deutungen weitergehen:

Alles wiederholt sich
nur im Leben;
Ewig jung ist nur die
Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Christlieb



Zu unserm Bilde

Dies Bild bedarf keiner Erklärung. Jeder Christ weiß alsbald, was es darstellt. Jeder deutsche Christ empfindet seinen eigentümlichen Reiz. Es ist kein Bild für die Kirche, wo in festlichem Gottesdienst die feierlichen Klänge unsrer Weihnachtslieder erschallen. Auch kein Bild für die Pracht reicher Bescherungen. Aber wenn du es beim Lampenschein in deinem stillen Zimmer mit deinem Kinde betrachtest, dann leuchtet dir sein Zauber entgegen, und du schaust hinein bis in das Herz unseres größten deutschen Künstlers und lernst ihn aufs neue kennen und lieben.

Unter dem dunkeln Vorraum eines halb zerfallenen Bauernhauses Maria, in Tracht und Gesichtszügen einer deutschen Bürgersfrau gleichend. Vor ihr das Kindlein, das sie dankbar und demütig betrachtet. Im Hofe Joseph, am Ziehbrunnen Wasser schöpfend. Weiter zurück ein Hirte, der noch entfernt von dem Kinde doch schon zur Anbetung das Knie beugt.

Dann der Stall mit den Tieren. Durch den Thorbogen fällt der Blick in eine helle Landschaft, auf Berge und Bäume, auf ein Bauernhaus und auf die kaum erkennbare Gestalt eines Hirten bei seiner Schafherde, dem die Freudenbotschaft verkündet wird. Mit welcher Liebe und Sorgfalt ist das Haus gezeichnet mit seinem Strohdach, die Mauern, dem Einsturz nahe, mit ihren Sträuchern und Gräsern. Wie stimmungsvoll sind Licht und Schatten verteilt in Haus und Hof!

Tiefste Stille liegt über dem Bilde ausgebreitet. Kein überströmender Jubel und freudiger Gesang musizierender Engel. Keine fein zusammengestellte Gruppe, in der das Jesuskind Mittelpunkt ist für Beleuchtung und Figuren. Keine jugendlich schöne Madonna und kein absichtlich hervortretender Ausdruck religiöser Andacht — diese Züge mag man bei den italienischen Meistern suchen.

Auch in Deutschland haben damals viele Künstler die Geburt Christi für Kirche und Haus gemalt und gezeichnet. Mancher Leser kennt wohl das Gemälde von Hans Holbein im Freiburger Münster oder wird auch bei unserm Bild in Einzelheiten an Schongauer erinnert. Aber Dürer hat doch mit denselben Formen und Mitteln alle Andern übertroffen. — Worin liegt für uns das Großartige und Ergreifende des Bildes? Hier sehen wir Weihnachten im deutschen Haus und ein Weihnachtsbild fürs deutsche Haus. Traulich und anheimelnd, gemütvoll und — einfach. Nichts von Symbolik und doch Alles so geheimnisvoll. Es zwingt uns, den Empfindungen des Künstlers und Dichters nachzugehen und Alles noch weiter auszumalen und auszudenken. So sagt uns das Bild noch mehr, als es darstellt. Gern kehren wir immer wieder zurück und machen den alten Eindruck wieder neu. Wer einmal in seine Tiefe hineingeschaut hat, der kanns nicht vergessen.

„Weihnachten." So hat Dürer selbst diesen Kupferstich genannt. Einen Weihnachtsgruß soll er hinaustragen in die Häuser, wo die Familie sich um die Christliche Welt sammelt. Friede auf Erden — sagt das Bild. Friede sei in unsern Herzen!

Johannes Bauer

Ottilie

Eine Weihnachtsgeschichte

Die Straßen waren stille geworden und da und dort begannen die milden Sterne der Weihnachtsbäume hinter den Fenstern zu erscheinen. Die Villa des Kommerzienrates Roeder war auch heute wieder eine Zierde des Parkrings mit ihrer Reihe von hellleuchtenden Fenstern. Der große Gesellschaftskreis, der dort verkehrte, hatte eine stattliche Festversammlung geliefert. Dank der zweiten Ehe, zu welcher der Hausherr etwas spät geschritten war, pflegten ältere Paare und Junggesellen seit einigen Jahren hier zu finden, was nun doch einmal zu diesem Abend gehört: die Kinder, denen beschert wird und die dem Feste seine übliche Farbe geben. Zudem war die jetzige Frau Kommerzienrat eine Frau, die sich nicht umsonst auf ihre geselligen Gaben und ihren feinen Geschmack Etwas zu Gute that. Es war jedesmal eine Art Mustervorstellung von einer Weihnachtsfeier.

Soeben war sie in Gang gekommen. Die silberne Klingel hatte das Zeichen gegeben, die Thüren zum Musiksaal rollten zurück; da stand der wundervoll geschmückte strahlende Baum. Professor Fricks vom Konservatorium aber, der ausgezeichnete Pianist, hat sich rasch an den geöffneten Flügel gemacht, und nun erschallen in die allgemeine Vorwärtsbewegung hinein die majestätischen Klänge des „Einzugs der Gäste auf der Wartburg". Dazwischen erneutes Klingeln auf dem Korridor draußen, bis von dorther die besondere Vorführung erscheint: durch die Seitenthür treten die beiden Knaben ein, hinter ihnen Fräulein Ottilie, die junge Verwandte, die seit Herbst ins Haus gekommen ist. Sie war mit dem eigentlichen „Fräulein" bei den Vettern geblieben, teils um diese bei Geduld zu halten, teils weil das stille Warten auf die Bescherung ihr, wie sie sagte, immer das Liebste an Weihnachten gewesen war. Während die Jungen jetzt mit gierigen Augen auf den rasch erkannten Beschertisch losmarschierten, blieb sie zögernd zurück und schien einige rosa-seiden umschnürte Päckchen eher verbergen als anbieten zu wollen. Sie war sichtlich befangen geworden unter all den Blicken, denen sie sich ausgesetzt fühlte, und in dem bunten Gedränge, das sie alsbald umgab. Der Kommerzienrat aber faßte sie in etwas derber, väterlicher Vertraulichkeit an der Schulter, bot ihr dann ritterlich den Arm und führte sie unter wohlgemeinten Neckereien zu der Stelle, wo ihre Geschenke lagen; bevor sie noch danken konnte, war er schon wieder weg, um dieselbe Feierlichkeit mit andern Damen vorzunehmen. Seine Frau verfuhr indeß geradeso mit den Herren, zuerst mit dem Prokuristen und mit dem ersten Ingenieur des großen Fabrikgeschäftes. Es war ein reizendes belebtes Bild, und die Klänge des Einzugsmarsches paßten trefflich zu den immer sich wiederholenden Auftritten.

Ottilie stand vor ihren Sachen und blickte wie abwesend bald auf die Tanne, bald auf das Treiben um sie herum. Plötzlich hellte sich ihr Auge; drüben am Fensterpfeiler stand ein hochgewachsener Jüngling, Vetter Arnold Roeder, des Kommerzienrats ältester Sohn. Seltsamer Weise schien auch er, der schon eine tüchtige Stütze des väterlichen Geschäftes war, ganz vereinsamt, ja vernachlässigt zu sein. Befangen und fremd gegenüber Allem, was da vorging, hielt er sich bei Seite. Der gute Vetter! Nun war sie wieder sie selbst; rasch wandte sie sich zu den Päckchen, die sie zu ihren Sachen gelegt hatte, nahm eines heraus und strebte damit dem Pfeiler zu. Da tönte die Stimme des Kommerzienrats, hart und befehlend, wie sie gern klang, nicht weit von ihr: „Du, Arnold, magst dir jetzt dein Christkindchen selbst holen, da neben im Bibliothekzimmer." Allgemeine Bewegung. Arnold war verschwunden. Die Gäste bildeten wechselnde Gruppen zu lebhaftem Gedankenaustausch. Ottilie starrte noch nach der Thür des Bibliothekzimmers. „Nun, Herr Doktor", hörte sie auf einmal laut sagen, „sie scheint es zu Stande gebracht zu haben." Es war ein alter Herr, Direktor von irgend Etwas, der mit ingrimmigem Gesicht auf Dr. Stern einsprach, den witzigen Redakteur, der immer so nett mit ihr war. „Ja, ja," fuhr er fort, „die kluge Frau Kommerzienrat sorgt für ihre Familie. Die Rauschers haben Nichts als sein Bischen Gehalt; Melanie ist nahezu so alt, wie der Arnold; der Stiefsohn wird eingeschlachtet." — „Melanie ist ein sehr geistreiches Mädchen," meinte Dr. Stern vorsichtig mit einem Seitenblick auf Ottilie; „wir haben schon mehrmals kleine Novellen von ihr gebracht." — „Eine kalte Kokette ist sie, die den thörichten Jungen einfängt; und läßt sich noch von dem alten Tyrannen als Christkindchen bescheren! Ja, ja!" — Eine Dame war hinzugetreten: „Ich weiß bestimmt," sagte sie mit der Genugthuung der Eingeweihten, „daß die alte Frau Roeder sich verzweifelt gegen die Verbindung gewehrt hat." — Dr. Stern beugte weiteren Ergüssen vor, indem er zu dem jungen Mädchen sich wendete, das wie gebannt daneben stand: „Fräulein Ottilie, wie geht es Ihrer Frau Großtante? wird sie nicht zum Feste herunterkommen?" — „Nein," hauchte sie, „sie ist nicht wohl genug." — „Na da sehen Sie's," fuhr der herzlose Direktor einfach fort.

Ottilie aber ging zu ihrem Platz und zu ihren Päckchen zurück und legte auch das soeben weggenommene wieder dazu. Dann nahm sie es rasch noch einmal an sich und versuchte es zu öffnen. In der Hast verknotete sich die Schleife. Sie griff nach dem zierlichen Reiseetui, das man ihr beschert hatte, und nahm ein kleines Messer heraus, um das Band zu durchschneiden. In dem Augenblick ging die Thür des Bibliothekzimmers auf. Sie sah nicht hin, aber ein allgemeines „Ah" ertönte. Das Messer fuhr durch das Band und ihr über den Finger der linken Hand. Das Blut tropfte reichlich herunter. Rasch barg sie noch das Päckchen in der Tasche des Kleides, wand das Taschentuch um die blutende Hand und eilte hinaus. Etliche hatten den kleinen Unfall bemerkt, aber sie wehrte ab; nur rasch zur Tante, war ihr einziger Gedanke. —

Die alte Dame war noch sehr geschickt in solchen Sachen. Unter ihrer Anleitung hatte die Großnichte bald das Blut gestillt und kniete nun vor ihrem Lehnstuhl, um sich die leidende

Hand kunstgerecht verbinden zu lassen. Dämmerig wars in dem trauten Gemach; eine kostbare Oellampe beleuchtete das aufgeschlagene Buch, die große weiße Haube und das bleiche, feine Gesicht der Greisin, wie die braunen Flechten ihres Pfleglings. Nun das Erste besorgt war, fühlten sie Beide, es mußte noch Etwas gesagt werden, was nicht über die Lippen wollte.

Zögernd fragte die Alte, indem sie noch am Verbande zurecht zupfte: „Es ist wohl recht lustig unten?"

„Ach freilich, du weißt ja, und ich . . ., und ich . . ." bekam sie leise zur Antwort, und schon sah sie Thränen über die geröteten Wangen rollen. Sie wischte sie sanft mit dem Tuche ab: „Du hast Kummer, Kind, willst du mirs sagen?"

„Ja siehst du . . . nun ja, was die Hauptsache ist: ich habe drunten auf einmal gespürt, daß ich kein Weihnachtsgefühl hatte. Weißt du, die große Freude, die der Engel verkündigt, die schien mir auf einmal so fern, so fern." Und wieder rollten die Thränen.

„Die Freude mußt du freilich da unten nicht suchen. Ich thue selbst nicht mehr mit, seit der neue Ton sich eingebürgert hat; heute erst recht nicht. Du dauerst mich, mein liebes Kind."

„Es ist mir schon wieder besser hier bei dir."

„Mir aber ist bang um dich in diesem äußerlichen Treiben. Es wird dich berauschen und betäuben, und zuletzt findest du nicht mehr den Weg zu dem, den du doch kennst und dem du gehören willst."

„Doch, doch, ich muß mich nur dazwischen immer wieder drauf besinnen, und bei dir ist gerade der rechte Platz dazu."

„Ach, wir passen so schlecht zusammen. Du hast ein fröhliches junges Herz, die Welt lacht dir, und du freust dich mit ihr. Ich gönne dirs ja, ob ich gleich vielleicht nicht sollte; ich bin auch jung gewesen. Aber jetzt bin ich weltfremd geworden und etwas vergrämt. Ich kann dir nicht Viel sein."

„Du weißt gar nicht, wie Viel du mir bist. Laß mich noch hier bleiben."

„Nun so sieh, wie ich Weihnachten halte. Ich lese die Leidensgeschichte. Der Herr, dessen Fest sie drunten feiern, wird mir erst recht vertraut in Tod und Schmerzen; das ist meine Art. Willst du mitthun? Willst du mir vorlesen?"

„Nein, Tante, so kann ich nicht; nicht diese traurigen Geschichten heute. Sprich mir lieber von dir und wie du zu einer Tochter sprechen würdest, die sich unnützen Kummer gemacht hat. Laß mich meinen Kopf auf deinen Schoß legen. Ich höre dir zu und dann kommen mir schon die rechten Gedanken."

Und so saßen sie, die Greisin und das Mädchen, und die Alte redete wieder davon, was sie so gern that, wie sie selbst durch allerlei Leid zur Erkenntnis gelangt sei von dem Einen, was Not thut, und von dem Herzen, das immer offen ist für die Mühseligen und Beladenen und nur für sie, und von der großen Sehnsucht, die ihr bald erfüllt werden solle, Alles ins Herbe und Schwermütige getaucht, wie der Sinn es ihr gab, mit vielen ergreifenden Sprüchen aus ihrem Gedächtnis.

Darüber verging eine Weile. Dann erhob sich das Mädchen.

„Ich bin wieder in Ordnung," sagte sie. „Sieht man meinen Augen noch an, daß ich geweint habe?"

„Nein, sie sind frisch wie immer."

„Dann will ich hinunter gehen, ihre Weihnachten mitmachen. Tausend Dank, du Liebe." Und sie küßte mit Inbrunst die welke Hand.

„Du hast Recht, ja geh nur, sie werden sonst von dir reden," drängte die alte Dame, die für einen Augenblick zur Weltklugheit zurückzukehren schien; dann fügte sie in weichem Ton hinzu: „Und Gott schütze dich, du liebe Thörin." —

Der schöne Speiseraum, von angenehmem Licht durchflutet, war an sich schon geeignet, die richtige Stimmung hervorzubringen. Die Tafel prangte in der stilvollen Farbenpracht der Blumen und aufgetürmten Früchte und Süßigkeiten, der Bedeutung des Festes entsprechend. In der Mitte das Brautpaar, die Braut eine schmächtige Gestalt, starke Nase, schwarze Augen, im Ganzen was man ziemlich hübsch nennt, aber bezaubernd durch die überlegene Lebhaftigkeit des Geistes, mit der sie die ganze Umgebung beherrschte; ihre Stimme, etwas heiser und scharf, drang immer wieder durch. Ihre Eltern hatten sich nach der Bescherung eingefunden und bildeten, mit den Eltern des Bräutigams gemischt, gegenüber einen zweiten Mittelpunkt, sichtlich bemüht, in dem neuen Kreise sich liebenswürdig einzuführen. Man aß mit Genuß würdigte die feinen Weine und wahrte doch den guten Ton, die sprudelnde Unterhaltung als die Hauptsache erscheinen zu lassen. Volles Behagen atmete die freudig bewegte Tischgesellschaft.

Man war schon am Turbot, als Ottilie hereinhuschte und an ihren leeren Platz glitt. Eine schnurrige Geschichte des Dr. Stern, der gerade gegenüber saß, fesselte die Nachbarn. So ging es geräuschlos ab; die verbundene Hand erläuterte Alles und gab wieder Stoff zu allerlei Bemerkungen. Sie that munter mit, wenn sichs gab, und hörte freundlich zu, wenn die Witzpfeile in dieser belebten Ecke hinüber und herüber flogen. Die Augen der behäbigen Frau von Milz, welche Dr. Stern zu Tisch geführt hatte, ruhten mit Wohlgefallen auf ihr. Sie hatte früher einmal Gedichte in der Sonntagsbeilage der Zeitung veröffentlicht, pseudonym natürlich, und war deshalb, ihrem mutmaßlichen Wunsche entsprechend, diesem Kavalier zugeteilt. Während der Gänseleber mit Gelee war sie sich klar geworden, daß etwas Poetisches an dem jungen Mädchen sei, und als das wundervolle Roastbeef aufgetragen wurde, mußte sie ihrem Nachbar die Entdeckung mitteilen, der seinerseits alsbald zustimmte. So kam es, daß Ottilie, als sie zufällig aufblickte, die vier Augen und zwei Brillengläser auf sich gerichtet sah. Eine leichte Röte stieg ihr ins Gesicht. „Verzeihen Sie, Fräulein," sagte Dr. Stern, „wir meinen nichts Böses. Gnädige Frau hat nur mit Recht bemerkt, Sie hätten so etwas Eigentümliches heute im Ausdruck, so etwas, wie soll ich sagen, Verklärtes."

Sie lächelte: „Das ist nicht verwunderlich, ich feiere Weihnachten."

„Erlauben Sie, das kann der Grund nicht sein, ich feiere auch Weihnachten, und kein Mensch wird behaupten, daß ich etwas Verklärtes an mir habe."

„Ja, was ist Weihnachten?"

„Wo werde ich das nicht wissen! Weihnachten ist, wenn man einen möglichst großen Tannenbaum mit Aepfeln und sonstigen Sachen schmückt, Lichter darauf setzt und diese anzündet, voilà!"

Große Heiterkeit; Ottilie lachte mit. „Sie wären ein armer Mensch, Herr Doktor," sagte sie dann, „wenn Sie nicht mehr von Weihnachten wüßten als das."

„Doch ich weiß noch mehr. Ich weiß auch, warum wir das machen. Unsere Vorfahren in den Wäldern Germaniens pflegten an diesem Tage einen besonders großen Holzklotz ins Kaminfeuer zu stellen, der die leuchtende Sonne bedeuten sollte, die gerade in dieser Zeit am tiefsten steht und von da an wieder kräftiger wird. Darüber freuten sie sich und tranken unmenschlich viel Meth dazu."

„Ja wie Sie deshalb heute besonders freudig gestimmt sein sollten, das sehe ich allerdings auch nicht ein; Sie sind wirklich ein armer Mann."

„Da haben Sie es," klang es von mehreren Seiten zugleich.

„Ich fordere die Herrschaften zu Zeugen auf, wie hier der Doktor den Kürzeren zieht," krähte der alte Direktor überlaut.

Das junge Mädchen aber bat jetzt seinen Gegner: „Seien Sie nicht böse." Dieser schüttelte lächelnd den Kopf — dann klang es: Bst, bst, bst, von der Mitte des Tisches her. „Der Hausherr wird uns sagen, weshalb wir uns heute zu freuen haben," flüsterte er nur noch rasch.

Der Kommerzienrat hatte an sein Glas geklopft, daß es hell erklang. Er verkündigte die Verlobung in aller Form. Er vergaß nicht, daß er zuerst dagegen gewesen sei wegen der großen Jugend seines Sohnes, „und auch sonst," setzte er etwas bedenklicher Weise hinzu. Nun aber sei Alles schön und gut und er bitte die Anwesenden, ihr Glas zu erheben und mit ihm zu rufen: „Das Brautpaar lebe hoch!" Man erhob sich, der Jubel erklang. In die allgemeine Bewegung hinein tönte

aber der Kommandoruf des Hausherrn: „Ich bitte an den Plätzen zu bleiben, das Brautpaar wird mit dem Glase die Runde machen.“ Das war wieder sehr hübsch ausgedacht. Der Pudding ward gerade aufgetragen. Das Brautpaar begann seinen Weg rechts herum, küssend und händeschüttelnd, je nachdem; ein paar Worte wurden getauscht und dann gings weiter, dahinter aber kam unfehlbar jedesmal, wohl in Stand gehalten, der flammende Pudding.

So sah denn jetzt auch Dr. Stern mit seiner Nachbarschaft die Gefeierten zu Ottilie sich wenden. Diese hatte sich erhoben und stand bescheiden wartend. Melanie erblickte sie kaum, so wandelte sich ihr stehendes Lächeln. Es war, wie Dr. Stern sich sagte, der helle Triumph, der aus ihren Zügen sprach, und zwar kein guter; etwas Wildes, Hartes war darin, die höhnende Siegerin schien sie vorzustellen. Er erschrak fast und blickte nach dem Gegenüber. Ottilie hatte wieder den ruhigen freundlichen Ausdruck wie vor dem lebhaften Zwiegespräch von soeben. Die Vorgänge auf Melanies Gesicht schien sie nicht zu sehen. Sie streckte ihr die Hände entgegen und sagte herzlich: „Ich wünsche euch alles Glück.“ Und sie bot ihr den verwandtschaftlichen Kuß auf die Wange. Melanie stockte im Vorwärtsschreiten, als wollte sie der Umarmung entgehen, die sie erst noch überlegen zu fordern schien. Dann suchte sie die Antwort, fand sie nicht, etwas Geistreiches war offenbar nicht zu sagen, und so kam die Begrüßung stumm zu Ende. Sie drehte sich noch ein paar mal hin und her, während ihr Ottilie ruhig ins Auge sah; dann gings weiter. Der glücktrunkene Arnold folgte ihr nach flüchtigem Händedruck; bald hörte man wieder ihr eigentümliches Lachen aus den Gruppen, die an den nächsten Sitzen sich um sie bildeten.

„Haben Sie gesehen?“ sagte Frau von Milz zu ihrem Tischnachbar; „wie eine Königin stand sie vor der bescherten Braut; die verschwand vor ihr.“

„Ein merkwürdiges Mädchen,“ erwiderte Dr. Stern; „es ist Etwas in ihr, was ich nicht verstehe.“

Eduard Dupré

August Friedrich Christian Vilmar

geboren am 21. November 1800

Gar Vieles habe ich vergessen aus den Tagen der Jugend, Vieles auch stehet mir im friedlichen Schein der Erinnerung. Ein Name ist es vor allem, der mir immer wieder aus jenen Tagen ans Ohr klingt: Vilmar. Wie oft nannten ihn die Väter in eifrigem Gespräch. Weniges verstand der Knabe davon, aber das merkte er: des Vaters Auge leuchtete auf beim Namen dieses Mannes.

Die Jahre brachten mich weiter, fort gings zur Schule. Und als wir dort in die Schätze deutscher Vergangenheit eingeführt wurden, wieder war es der Name Vilmar, der da genannt wurde. Das hessische Herz schlug höher, wenn unser Direktor, im übrigen durchaus kein begeisterter Freund unsers Hessenlandes, uns sagte: „Vilmars Schilderung der Nibelungen Not ist ein neues Nibelungenlied.“ Und als wir dann das ganze Buch lasen, kam uns daraus derselbe Duft entgegen, wie einst aus den Grimmschen Hausmärchen, der Duft hessischer Berge und Waldthäler, der Duft deutschen Gemüts und deutscher Innigkeit. Und der Name Vilmar war mit dem Dufte fortan umwoben.

Aber wie wurde er weggenommen, als der Knabe zum Jüngling heranwuchs und es nachklingen hörte von den Kämpfen der letzten Vergangenheit, von den schweren Wirren im Hessenlande! Droben auf des Vaterhauses Boden lagen verstaubt die Jahrgänge des Hessischen Volksfreundes von 1848, herausgegeben von — Vilmar, und in sie versenkte sich der Jüngling, die aufgeregte Sprache regte ihn auf. Wieder also Vilmar, aber der Mann des Kampfes gegen „Kommunismus und den Abgrund der Tiefe.“ Wenn der Jüngling dann wieder den aufgeregten Gesprächen der Aelteren zuhörte, bei den Einen: Vilmar, der gefeierte Führer, bei den Andern: Vilmar, der gehaßte Schwarze.

Auf die Hochschule zog ich. Wirst du auch da wieder den Namen Vilmar hören? Selten genug, und auch dann nur ein kurzes Hinweggehen über ihn zur Tagesordnung. Wenn dann der Student an dem merkwürdigen Hause vorüberging und es hieß: „Hier hat Vilmar gewohnt“, so wurde der Spott laut: „Hier hat er mit dem Teufel gekämpft.“ — Der schwarze Mann! Es verschwand der Duft der Jugendzeit, der sich um Vilmars Namen gewoben hatte.

Doch freier wird der Blick, so das Mannesalter kommt. In manches Haus tritt man ein als fahrender Kandidat, man wird beobachtet und beobachtet selbst. Und das, was Einen innerlich bewegt, auf den stillen Pfarrstuben wirds zur Aussprache gebracht. Merkwürdiges tritt da zu Tage. Sie — die Jünger Vilmars — wollen Nichts, Nichts zugeben, aber das merkt man ihnen an: sie sind auf der Universität durch Vilmar innerlich angeregt, gepackt und gefestigt. Viele aber Derer, die in der Zeit unmittelbar nach Vilmar auf Marburgs hoher Schule sich die Ausbildung zum hohen Amt geholt haben, sie wurden nicht warm, ja sie seufzen, wenn sie zurückdenken an die wichtige Zeit. Sie beneiden den Jüngeren und sagen: „Wenn wir euch auch widersprechen, aber das geben wir zu: Es ist wieder Leben, wieder Anregung in Marburg, wie ehedem zu Vilmars Zeit. Bei uns war es nicht so.“

So steigt wieder der Name Vilmars auf und unbefangener tritt man an ihn heran. — In diesen Tagen, zur Wiederkehr des hundertjährigen Geburtstages, nennt man überall seinen Namen in und außerhalb des Hessenlandes. Man lobt ihn als Germanisten, man beurteilt ihn als Politiker, man erinnert sich seiner gewaltigen Persönlichkeit. Da ist mir eine Schrift in die Hände gekommen: Dr. August Fr. Chr. Vilmar, ein Gedenkblatt bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages, seinen Verehrern gewidmet von einem Zeitgenossen. Kassel, Karl Victor 1900. 2,50 Mk.

Das Buch hat mich so gefesselt, daß ich es nicht hinlegen konnte, ehe ich es ausgelesen hatte. In der Sprache des begeisterten Verehrers wird uns Vilmars Leben vorgeführt vom Pfarrhaus in Solz durch die Jugendjahre hindurch bis hin zur schmerzensreichen Stätte des zweifachen Marburger Wirkens. Im Mittelpunkt stehen seine Kämpfe in Kassel. Wer Vilmar näher kennen lernen will, lese dieses Buch eines Zeitgenossen. Ja, es ist die Sprache des Verehrers, und den Gegnern, vor allem der Marburger Fakultät, wird er nicht gerecht; aber doch ist man im Stande, ein unbefangenes Urteil über Vilmar aus dem Buche zu gewinnen, da die Stimmen der Gegner ausführlich selbst zum Worte kommen. Eins aber wird Einem klar: warum Vilmars Name in den aufgeregten Zeiten so viel genannt wurde von Freund und Feind: der Mann war eine gewaltige Persönlichkeit.

Ergreifend ist die wiedergegebene Schilderung aus Vilmars Munde über die Nacht des dritten Christtages 1849, da sie in Marburg sein Haus stürmen wollten. Schon ist von den Rotten der obere Thürflügel eingestoßen, eine Sense saust hindurch dicht vorbei an der Wange Vilmars, auf der Treppe sein Sohn Otto, oben die andern Kinder. Da legte er seine Büchse auf die Trümmer der Thüre und rief laut hinaus: „Der Erste, der mir hereinkommt, wird niedergeschossen, das merkt euch und laßt euch warnen.“ — Inzwischen eilen angesehene Männer Marburgs sowie die Bürgergarde herbei, und das Haus und Vilmar sind gerettet.

Von hohem Werte sind die ausführlich wiedergegebenen Mitteilungen Vilmars über seine Berufung in das Ministerium Hassenpflug und von der Flucht des Kurfürsten im Jahre 1850. Der Eindruck ist auch hier: als ein ehrlicher und als ein treuer Mann ging er nach Kassel.

Das Schlußbild von Vilmars Thätigkeit als Theologieprofessor in Marburg ist schwächer. Es ist nicht mehr die Kraft dessen, der vorher siebzehn Jahre als Marburger Gymnasialdirektor gewirkt hatte. Zu hart haben die Zeitereignisse in sein Seelenleben gegriffen. Auf den Missionsfesten in Niederhessen erscheint er noch in seiner ursprünglichen Kraft und Reinheit.

Und da ich das Buch hinlege, verstehe ich Zweierlei jetzt besser:

Einmal, warum gerade die aufrichtigsten seiner Verehrer sich ängstlich von allem politischen Treiben zurückgezogen haben. Unbewußt ist ihnen an Vilmar die Wahrheit geworden, daß das politische Thun den hohen Schwung dieses Mannes heruntergezogen hat.

Und das Andere verstehe ich nun auch, warum es ein Erbteil der Marburger theologischen Fakultät geworden ist, sich nicht direkt in das kirchliche Leben hineinzumischen, sondern still und einfach ihres eigentlichen Berufes zu warten. Die Kämpfe aus Vilmars Tagen konnten sie es wohl lehren.

Doch soll ich damit schließen? Was ist es denn gewesen, das Vilmar als Superintendentvertreter in Kassel und auch als Theologen in Marburg beseelt hat: eine freie, selbständige Kirche. Er hat gemeint, dies Ziel zu erreichen durch seine Lehre vom geistlichen Amt als dem Vermittler des Heils. Dieser Weg war falsch, er hätte uns zurückgeführt, aber das Ziel, das er mutig vor seinem Fürsten vertrat, um dessen willen er in Kassel fiel, war nicht falsch. In diesen Tagen, lange nach Vilmar, stellt sich uns, durch der Zeiten Not gedrängt, immer deutlicher dasselbe Ziel heraus: eine durchaus selbständige religiöse Volksgemeinschaft. Sie allein an Stelle der Staatskirche wird Kraft und Bedeutung gewinnen im Leben des gesamten Volkes. Als der Weg zu diesem Ziel stellt sich uns ein anderer heraus: Erweckung von selbständigem Glaubensleben der einzelnen Glieder der Gemeinschaft. Je weniger das Amt als solches dabei hervortritt, um so besser wird es sein. Das sagen wir im Gegensatz zu Vilmar. Und doch soll uns sein Name nicht vergessen sein, vor allem auch nicht im Hessenland und, wie wir bitten, auch nicht bei der theologischen Fakultät in Marburg. Es ist kein Stolz, und doch dürfen wir es sagen: Gerade in unserem Hessenlande ist das Evangelium von Jesu eng verknüpft mit der Seele und dem Gemütsleben des Volkes. Sollte es uns nicht hier durch Gottes Führung gegeben werden, dem Ziele näher zu kommen? Eine selbständige religiöse Gemeinschaft — das Wort Kirche will ich vermeiden — wollte schon die von Vilmar nicht geachtete Homberger Kirchenordnung von 1526, dasselbe Ziel wollte Philipp der Großmütige, dasselbe wollte die Kirchenordnung von 1566, dasselbe Ziel wollte Vilmar. Wir wollens ihm nicht vergessen. Möge es auch die Marburger Fakultät nicht thun, möge sie vielmehr den Streit vergangener Tage vergessen. Trotz seiner Ecken und Kanten, trotz seiner Fehler, die er selbst kannte, hatte der Feuergeist Vilmar ein kindlich frommes und starkes Gemüt; und wenn die Fakultät daran arbeitet, bei zukünftigen „Dienern am Wort“ kindlich fromme und doch männlich feste Ueberzeugung wecken zu helfen, dann hilft sie mit an dem Ziel. Mag uns auch August Friedrich Christian Vilmar ein Wegbereiter gewesen sein!

Johannes Fenner

Bücher und Schriften

Die Madonna. Das Bild der Maria in seiner kunstgeschichtlichen Entwicklung bis zum Ausgang der Renaissance in Italien. Nach dem italienischen Werke von Adolf Venturi bearbeitet von Theodor Schreiber. Leipzig, J. J. Weber. Gebunden 30 Mk.

Die Freunde der italienischen Kunst des Mittelalters und der Renaissance mögen dies soeben erschienene Werk noch für den Weihnachtstisch beachten. Auch wenn man den Text bei Seite läßt — eine genauere Durchsicht war mir nicht mehr möglich — wird man es schon wegen der feinsinnigen und reichen Auswahl von Illustrationen 6 Tafeln und 531 Textabbildungen) dankbar begrüßen, daß das Werk des italienischen Gelehrten deutschen Lesern zugänglich gemacht wurde. Das Buch behandelt zuerst das „heilige Bild“, d. h. das Kultbild der Madonna mit und ohne Kind; dann die Legenden aus dem Marienleben (hier wären einige Anmerkungen über Entstehungszeit und Bedeutung der apokryphischen Evangelien unbedingt nötig!); besonders ausführlich die Jugendgeschichte Jesu; weiter das Leiden, Kreuzigung und Kreuzabnehmen Jesu, Himmelfahrt, Pfingsten und Himmelfahrt der Maria. Text und Bild sind auch hier wieder sehr häufig von einander getrennt. Die Beschränkung auf die italienische Kunst wird Mancher bedauern, besonders z. B. im Hinblick auf die Darstellungen aus der Passion Christi, für die die italienischen Meister nicht das Verständnis gezeigt haben wie die Niederländer und Deutschen. Aber über die italienische christliche Kunst, soweit sie mit dem Thema in Zusammenhang steht, giebt das Werk eine vortreffliche Uebersicht. Die Ausstattung entspricht durchaus den Anforderungen, die man in der Gegenwart an ein solches Buch stellen kann. J Bauer

Katharina von Bora. Von A. Thoma. Berlin, G. Reimer. 5 Mark.

„Was redt man jetzt von Luthers Käth?“ so fragten wir am Schlusse des kurzen der vierhundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages von Luthers Käthe gewidmeten Artikels (vgl. Jahrgang 1899, Nr. 5). Es schien uns erfreulich, daß die Tagespresse von jenem Gedenktage wenig Notiz nahm, denn nur „dort, wo sie gewirkt hat, dort werde sie geehrt“, d. h. Luthers Gattin soll ihren Platz nicht im lauten, auf und ab gehenden Getriebe der Oeffentlichkeit, sondern im deutschen Hause haben. Dort rede und lese man von ihr, und es wäre aufrichtig zu wünschen, daß Thomas Biographie dazu in vielen Häusern Anlaß gäbe. Sie erscheint ein Jahr nach dem Gedenktag; schon dies, wie der Name des Verfassers bürgen dafür, daß wir es nicht mit einem der üblichen „Festbüchlein“ zu thun haben, deren Wert mit dem Feste vergeht. Vielmehr liegt ein streng wissenschaftliches Werk vor uns, genau nach den Quellen gearbeitet, die der Verfasser in den an den Schluß gestellten Anmerkungen der Prüfung durch die Fachgelehrten darbietet. Der Text ist, frei von gelehrtem Ballast, von jener vornehmen Ruhe und erfreuenden Anmut, wie sie nur aus strenger Sachlichkeit und völliger Stoffbeherrschung hervorwachsen kann. Was die protestantische Wissenschaft — die katholische kann ja die „verheiratete Nonne“ nun einmal nicht verstehen — von „Luthers Käth redt“, reden muß nach den Quellen, das sagt Thomas Buch dem Historiker wie dem Laien. Einzelheiten wollen wir nicht herausgreifen — das Buch muß als Ganzes wirken —, auch nur andeuten, daß vielleicht der Eine oder der Andere unter den Historikern über den Kanzler Brück milder urteilen wird als Thoma. Nur die schönen Worte der Vorrede, das Motto gleichsam für das ganze Buch, seien hergesetzt: „Es muß doch eine bedeutende Frau gewesen sein, die der große Mann als seine Lebensgefährtin zu sich emporhob und die sich getraute, die Gattin des gewaltigen Reformators zu werden, und der es gelungen ist, ihm zu genügen; und ein sympathischer Charakter mußte das sein, an dem er seine frohe Laune so schön entfalten konnte. Sie hat ihrem Doktor das schöne Heim geschaffen und das vorbildliche evangelische Pfarrhaus.“

W Köhler

Kurt Hartmuts Glück und Elend. Von Philipp Spieß. Heilbronn, Eugen Salzer. 314 S. Gebunden Mk. 3,60.

Die Erzählung führt uns in das alte Heilbronn um das Jahr 1345. In ihrem Mittelpunkt steht ein stolzer Ratsherr, mit dem wir den Gipfelpunkt seines Glückes und seiner Macht ersteigen, um ihn dann in den tiefsten Abgrund des Elends hinabsinken zu sehen. Erst jetzt, hart an der Grenze des Lebens, findet er sich zu Gott und dem Heiland durch, zu denen er bis dahin kein persönliches Verhältnis zu gewinnen vermochte! Was ihn aber zu Gott führt, ist nicht der Trost oder der Zuspruch des Priesters, sondern die Kraft des Evangeliums. Dieses spricht zu ihm durch den Mund seiner Tochter, die durch Vermittelung von Waldensern die wunderbare, erlösende Macht der reinen Lehre Christi an sich selbst erfahren hat. Die Fabel ist hineingestellt in eine interessante, an Konflikten und kulturellen Kämpfen reiche historische Epoche: Kampf zwischen Kaiser und Papst, Bann, Interdikt, schwarzer Tod, Flagellanten und Judenmord — das der düstere Hintergrund, aus dem der Held und sein trauriges Schicksal heraustritt. Fast zu viel des Guten, denn über der Buntheit des Gemäldes hat es an Tiefe eingebüßt. Weder die seelischen noch auch die Kulturprobleme sind nach irgend einer Richtung hin im Verhältnis zu ihrer Bedeutung ausgeschöpft. Trotz der Fülle der Gesichte hat es der Verfasser nicht vermocht, ein Zeitalter heraufzubeschwören, wie es z. B. einem Konrad Ferdinand Meyer aus seiner intensiven Versenkung in den Geist einer historischen Epoche heraus bisweilen gelungen ist. Mit diesem Vorbehalt darf aber immerhin zugestanden werden, daß sich in der Erzählung ein ansprechendes, sympathisches Talent ankündigt. Die Darstellung ist unterhaltend und fesselnd, ihre Form schlicht und anspruchslos. Besonders angenehm berührt dazu die warme Empfindung und das liebevolle Verständnis, das der Verfasser für die intimen Reize der Stadt Heilbronn und der liebenswürdigen Natur des Neckarthales an den Tag legt. Ausstattung und Bilderschmuck sind dem Charakter des Buches wohl angepaßt.

Carl Ritter

Sohnrey, Die hinter den Bergen. Göttingen. Vandenhoeck 1900. Mit einer leichten, oft das Humoristische streifenden Form vereinigt sich ein tiefer Gehalt, der jedesmal am Schluß zu Tage tritt. Wer in der Heiterkeit den Ernst des Lebens schauen will, der wünsche sich das Buch als Weihnachtsgeschenk. E F

Bekehrungsromane — welcher Leser der Christlichen Welt hätte nicht bei diesem Worte von vornherein eine unangenehme Empfindung? Man denkt dabei gleich jener zahlreichen Schriften, in denen jede Lebenswahrheit, Psychologie und Kunstform durch pietistische Tendenz erstickt wird. Und doch bleibt diese Empfindung ungerecht; es ist bedauerlich, daß dank der Redeweise sprachfrömmelnder Kreise die „Bekehrung“ einen üblen Nebensinn gewonnen hat. Irgend eine ihrer vielgestaltigen Formen wird überall da Platz greifen müssen, wo es zur Höherentwicklung einer Menschenseele kommen soll. So bleibt denn auch Bekehrung im rechten Sinne ein dankbares Thema des Romans. Dafür geben zwei im laufenden Jahre bei Cotta, Stuttgart, veröffentlichte Romane einen neuen Beweis, so sehr auch ihre Helden sich gegen das Wort „Bekehrung“ sträuben: Väterchen von Paul Oskar Höcker (324 Seiten, 3 Mk.) und Feuerblumen von Adolf Wilbrandt (367 Seiten, 3 Mk.) Sie sind im übrigen

grundverschieden. Wilbrandt führt in gesellschaftlich höhere Kreise und schildert, wie eine „Feuerblume“, ein reicher und feingebildeter, aber jede Lebensthätigkeit verschmähender Genußmensch durch den Einfluß einer tiefchristlichen Frau zum nützlichen Gliede der Menschheit und — was zwar nicht zur klaren Aussprache gelangt, aber mit psychologischer Notwendigkeit vorauszusetzen ist — zum Christen gemacht wird. Bei Höcker dagegen handelt es sich um eine durch ihr bitteres Schicksal verdüsterte Atheistin; sie kommt in das Haus Väterchens, eines jungen Pfarrers, und lernt von ihm die weitherzige, sieghafte Freudigkeit eines rechten Christenglaubens. Höcker giebt eine einfache Entwicklung mit strafferer Gedankenführung. Bei Wilbrandt ist der Gang komplizierter und reicher an farbenfrohen Bildern, verliert aber in demselben Maße an innerer Straffheit. Bei jenem wird das Interesse, hie und da zum Schaden einzelner Nebengestalten, mit unerbittlicher Konsequenz auf die beiden Hauptpersonen gesammelt. Dieser führt eine Fülle von verschiedenen Gestalten vor; er findet gerade dadurch Gelegenheit, in der Abstufung der Charaktere, in der bunten Mischung edler und unedler Züge seine psychologische Kunst aufs neue zu bewähren. Hat er demnach eine größere Zahl von einzelnen Feinheiten und Schönheiten aufzuweisen, so geht bei Höcker die Entwicklung der zwei Hauptpersonen um so mehr in die Tiefe. Der Pastor und die Atheistin heben sich gegenseitig eine Stufe höher: wie sie von ihm sein lebensfreudiges Christentum, so übernimmt er von ihr eine gestählte Willenskraft zum Kampfe wider die Welt und das eigne Herz. Gleich sind beide Romane eigentlich nur in der Auffassung des Christentums. Obwohl auch da kleine Unterschiede walten — bei Wilbrandt behält das Christentum einen asketischen Zug —, so fehlt doch beiderseits jeder frömmelnde Ton. Die zugleich geistige und praktische Ueberlegenheit sowie die Weltoffenheit Wandas auf der einen, Väterchens auf der anderen Seite, sie sind es, die den Widerwillen gegen das Christentum überwinden. Freilich sind sie es nicht allein, sondern beiderseits wird eine grundstürzende, mächtige Liebe zur Trägerin der „Bekehrung“. Daß darin eine Gefahr liegen kann, hat Höcker wenigstens empfunden. Denn seine Helden unterscheiden mit voller Klarheit ihren Liebesroman von ihrer ethischen Entwicklung; diese wird zu einem Abschluß geführt, während jenen mitten in dem unsichern Kampfe wieder ein feindliches Schicksal gleichsam abreißt. So möchte ich „Väterchen“ noch höher stellen als die „Feuerblumen“; doch bieten auch diese einen stärkeren ethisch-religiösen Gehalt als die meisten sogar unsrer guten Romane. Beide Werke können mehr leisten als eine angenehme Ausfüllung müßiger Stunden: sie können Führer zur geistigen Vertiefung werden.

Stephan

Greift nur hinein. Neue Aphorismen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Karl Winter 1901. 3, gebunden 4 Mk.

Ein gut ausgestattetes Geschenkbuch für erfahrene Leute, Erlebtes zu deuten, oder für besinnliche Leute, das Leben zu erleben. Mir wars, als säße ich im hellen Obergemach einer tapfern, wahren und hohen Seele und sähe durch klare, scharfe Gläser in die Welt. Vor dem scharfen Blick wird Alles durchsichtig wie Glas: das Zimmer, die Natur, die Leute, die Menschenverkleidungen. Und auch der Boden des hellen Obergemaches wird zu Glas; man sieht in die Tiefen einer „lebensvollen“ Seele mit ihren Sehnsuchten, Erinnerungen, ihren Stärken, die die Menschen Schwächen nennen, ihren Kämpfen, Kompromissen, Niederlagen, Siegen. Manches hat man schon so gedacht, Vieles nur empfunden, aber im Nebel und ohne diese Kraft klaren Gestaltens. Die schier 1200 Sprüche sind erlebt, nicht gemacht, ihre Form gefunden, nicht gesucht. Trotz glücklicher Weise mangelnder Einteilung giebts ein Bild: die Welt im Licht einer Seele und im Widerschein eines reinen Charakters. Nur ein Schmutzfleck auf Seite 162 hat mich verletzt.

Das Buch geht nahe und geht nach: es legt uns Vieles im Leben aus, und noch mehr aus dem Buch wird uns durchs Leben ausgelegt — je nachdem Einer aufgerückt ist in der Schule der Erfahrung.

Niebergall

Patria. Jahrbuch der „Hilfe“, 1901. Herausgegeben von Friedrich Naumann. Buchverlag der „Hilfe“. 180 S. Gebunden 3 Mk.

Es ist mir darum zu thun, noch vor Weihnachten mit ein paar Worten auf diese neuste Veröffentlichung des Hilfe-Verlags hinzuweisen, denn ich glaube, das Jahrbuch wird Vielen wertvoll sein können in mancher Hinsicht. Man spürt, daß es den Mitarbeitern darum zu thun war, Gutes, Gewichtiges zu geben und keine Abfälle.

Friedrich Naumann trägt eine tiefgreifende Auseinandersetzung über „die Politik des Bauern“ bei. Max Maurenbrecher schreibt ausführlich zu dem schmerzensreichen Thema „Deutschlands Haltung im Burenkrieg“. Paul Schubring sucht den großen Max Klinger dem Leser nahe zu bringen. Martin Wenck referiert über „die Entwicklung der jüngeren Christlichsozialen“ und giebt damit nicht nur, wie es im Untertitel heißt, einen Beitrag zur Geschichte der „Hilfe“, sondern einen sehr instruktiven Ueberblick über diese ganze Bewegung. Friedrich Weinhausen giebt einen, wie mir scheint, sachlich wertvollen, ausführlichen Einblick in „das Beamtentum der deutschen Arbeiterbewegung“. H. von Gerlach äußert sich in einem Brief „zur Frauenfrage“. In der Form etwas schnodderig; dem Inhalt kann ich für meine Person im Großen und Ganzen nur beistimmen. G. Traub setzt sich sehr gründlich und sehr beachtenswert mit „Politik und Sittlichkeit“ auseinander. Der schwierige Gegenstand wurde ja auch gerade in diesem Jahrgang der Christlichen Welt wiederholt behandelt. Arthur und Beate Bonus schrieben über „moderne Bestrebungen im Buchverlag“. Leicht wiegen nur die vier Gedichte von F. A. Feddersen, deren Fehlen ich nicht vermißt hätte.

Eine Beurteilung der meisten dieser Beiträge liegt außerhalb meiner Kompetenz. Ein näheres Eingehen auf die Artikel über Max Klinger und moderne Bestrebungen im Buchgewerbe würde auch den Raum dieser kurzen Anzeige überschreiten müssen. Nur möchte ich hervorheben, daß dieser Beitrag von Bonus eine Auseinandersetzung über die Neuromantik enthält, die vorzüglich ist. Dieser Beitrag giebt weit mehr, als die Ueberschrift vermuten läßt. Die Auseinandersetzung mit der Neuromantik ist das Beste, was ich bis jetzt über den Gegenstand gelesen habe. Zu der Kritik am modernen Buchschmuck darf ich hier vielleicht auch eine Einzelheit beisteuern. Mir ist gerade bei den Diederichsschen Verlagswerken aufgefallen, daß der Buchschmuck durchaus nicht immer zum Inhalt paßt. „Die Auffahrt“ von Carl Spittelers „Olympischem Frühling“ z. B. hat eine Seitenumrahmung in so matter, lebensarmer Farbe und in so zarter, weicher Linienführung, daß man alles Andre eher erwartet als die Ouvertüre zu einem markigen Epos großen Stils, wie es dieser „Olympische Frühling“ sein will.

„Patria“ verdient, daß sich im neuen Jahr Sachverständige in der Christlichen Welt zu einigen der Beiträge äußern. Hiermit sei nur nochmals auf das inhaltreiche Buch aufmerksam gemacht. Ein empfehlenswertes Geschenk für Gebildete aller Stände.

Hans Fischer

Allerlei. Von mancherlei Büchern und Schriften liegen noch Empfehlungen vor, die wir aber nicht mehr vorm Feste drucken konnten, obwohl sie zumeist gerade dafür geschrieben und eingeschickt sind. Das Wichtigste werden wir noch nachbringen; hier wenigstens die Titel:

1. Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland. Von H. Bergner. Göttingen 1900.
2. Machiavelli. Von Richard Fester. Stuttgart 1900.
3. Gedichte und Andres von Cäsar Flaischlen.
4. In der Karthause. Von Hansjakob. Stuttgart 1900.
5. Auf der Dorfkanzel. Religiöse Betrachtungen von Erwin Gros. Berlin 1900.
6. Evangelisches Volkslexikon. Redigiert von Theodor Schäfer. Bielefeld und Leipzig 1900.
7. Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart 1901.
8. Ignaz von Döllinger. Von J. Friedrich. Zweiter Band. München 1899.
9. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von J. Unold. Leipzig 1899.
10. Arnold Boecklin. Von Heinrich Alfred Schmid. Berlin 1899.
11. Mein Himmelreich. Von Rosegger. Leipzig 1900.
12. Goethes Lebenskunst. Von Wilhelm Bode. Berlin 1901.
13. Schillers Frauengestalten. Von Julius Burggraf. Zweite Auflage. Stuttgart 1900.
14. Musenalmanach Marburger Studenten. Herausgegeben von Ernst Thesing und Wolfgang Lehmus. Marburg 1901.
15. Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Schule und Kirche. Von Karl Schneider. Berlin 1900.
16. Deutscher Geschichtskalender für 1900. Von Wippermann. Erster Band. Leipzig 1900.
17. Das neunzehnte Jahrhundert. 24 Aufsätze der Straßburger Zeitung. Herausgegeben von Georg Wolf. Straßburg 1900.
18. Bilder und Szenen aus Europa. Von A. W. Gruber. Für die Jugend. Achte vermehrte Auflage. Stuttgart 1900.
19. Hauffs Werke, hrsg. von Cäsar Flaischlen. Stuttgart 1900.
20. Jane Welsh Carlyle. Erinnerungsblätter von Thomas Carlyle. Uebersetzt von Paul Jaeger. Göttingen 1901.
21. Dantes Göttliche Komödie. In deutschen Stanzen von Paul Pochhammer. Leipzig 1901.
22. Gesammelte Predigten. Von H. J. Holtzmann, Professor in Straßburg. Carlshorst-Berlin 1901.
23. Neue Christblumen. Eine zweite Sammlung von Ansprachen zu den Christvespern von H. Hoffmann. Halle 1901.

Unser Bild ist entnommen aus dem in Nr. 32 d. J. besprochenen und empfohlenen Werke: Das Leben Jesu in Bildern alter Meister. Herausgegeben von Dr. Jaro Springer. Berlin, Fischer und Franke. 6 Mk.

An unsere Leser

Zum Quartalswechsel

Umfang und Preis unseres Blattes bleiben für 1901 dieselben. Wir können an irgendwelche Veränderungen jetzt umso weniger denken, als wir trotz aller Bemühungen und Verfügungen der Kgl. Verkehrsinspektion Cassel noch immer des sicheren Eisenbahnverkehrs mit Leipzig für unsre Eilballen entbehren. Eine tragikomische Geschichte! Erst Nr. 50 ist ja wieder 1½ Tage unterwegs gewesen.

An unsern Artikel in Nr. 42, Post und Buchhandel überschrieben, möchten wir nur insofern erinnern, als wir gerne zugestehen, daß auch der Bezug durch den Buchhandel seine Vorteile behält, und wer von unsern Bestellern diese empfindet, soll doch ja beim Buch-

handel bleiben. Die Verkehrsunsicherheit, unter der wir dem Buchhandel gegenüber leiden, muß ja doch einmal ihr Ende finden.

So bitten wir um ungesäumte Erneuerung des Abonnements auf 1901 — bei Post oder Buchhandel!

Quittung

Für die evangelische Kirche in Turn: 50 Mk. gesammelt von A M, Bonn; 30 von B C R, Hamburg; je 2 von C W, Hannover; J, Göttingen.

Für Armenien: 100 Mk. von K, Hamburg; 30 von C B R, Hamburg; 25 von R, Wuga, Deutsch-Ostafrika; 20 von H S, Bosenheim; 10 von C W, Hannover; je 5 von J, Landeshut; J B, Reichenhall; 4,60 aus der Gemeinde Eibing; je 3 von K, Landeshut; U, Dresden; 1 von J, Göttingen.

Für das notwendige Liebeswerk: 25 Mk. von M R, Halle; 20 von A H, Berlin; je 10 von C, Colmar; E F, Frankfurt a. M.; R, Hamburg; 3 von W B, Molsdorf.

Für Weihnachtszwecke: 1 Mk. von J, Göttingen.

Für das syrische Waisenhaus in Jerusalem: 3,50 Mk. aus der Gemeinde Sondheim i. d. Rhön.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Rosenau. Montag (nicht Dienstag) 7. Januar, 5 Uhr: Wie vielerlei Kirchenbegriffe haben wir im Protestantismus?

Surrey. Young lady received as boarder in country town, one hour from London. Lessons given. English conversation only. Lovely wooded country. House beautifully situated. A fortnights visit to City could be arranged in Spring. Every home comfort. References: Frau Oberpfarrer Naumann, Schwarzenberg i. Erzgebirge; Herr Professor D. Schürer, Göttingen. Anfragen an Frau Oberpfarrer **Naumann** erbeten.

Suche zu Anfang Januar einen
Hauslehrer
(Theologen oder Philologen) für meine beiden Söhne (Quartaner und Quintaner).
Gehalt bei freier Station 750 M.
Graf Brockdorff-Ahlefeldt
Ascheberg (Holstein)
Hof

Pfarrerstochter, 25 Jahre alt, geprüfte Krankenpflegerin, sucht für 1. Februar oder später Stellung als **Pflegerin** und **Gesellschafterin einer älteren Dame.** Gefäll. Anfragen erbeten an Pfarrer **Rade, Marburg** i. H.

Suche für **baldigen Eintritt** ein **evangelisches Fräulein** aus guter Familie als **Stütze,** nicht unter 27—28 Jahre, welches sich jeder Hausarbeit unterzieht, in der feinen sowie bürgerlichen Küche bewandert, bügeln und nähen kann.
Frau **Kaufmann Ries**
Bari Italien

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

J. T. RONNEFELDT THEE FRANKFURT a. M.
Beliebteste Sorten:
F. FAMILIEN-THEE . M. 2.50
F. CONGO . . . . „ 3.—
F. F. FAMILIEN-THEE „ 3.50
F. F. SOUCHONG . . „ 4.—
Postsdg. v. M. 10 — an „Franco“
Ronnefeldt, Frankfurt a/M. Zeil 33.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Der Kunstwart
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste
Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Soeben erschienen:
Im Kampf um Gott u. um das eigene Ich
Ernsthafte Plaudereien
von **Karl König**
Inhalt: 1. Gemaltes und wirkliches Leben. — 2. Gott und die Idee der besseren Welt — Das Uebel an sich — das Uebel für mich. — 4. Sünde. — 5. Die Tragik in Gott und ihre Lösung im Menschen. — 6. Der Glaube der Seele an sich selbst. — Masse und Ich.
Preis hübsch gebunden M. 1.50
Durch alle Buchhandlungen oder den Verlag **Paul Waetzel, Freiburg i. B. u. Leipzig**

Theologie!
Großes antiquarisches Bücherlager
Katalog gratis
v. Zahn & Jaensch, Dresden,
Waisenhausstr. 10

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig
Carl Seffners
Karl von Hase-Büste
Gyps-Abguß nach dem Orig.-Entwurfe für das Denkmal in Jena
Höhe 70 cm. Preis 30 Mk. Kiste u. Verpackung 3 Mk. Mit der lebensgetreuen Büste Karl von Hases hat Professor Seffner, der in der Wiedergabe gelehrter Charakterköpfe unübertroffene Künstler, den Verehrern des Meisters der Kirchengeschichte in dessen Jubiläumsjahre ein edles Andenken gewidmet. Mit Seffners Zustimmung machen wir den wohlgelungenen Gyps-Abguß den Kreisen der Schüler und Verehrer des Jenaer Theologen zugänglich.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig
Kurzer Hand-Commentar
zum
Alten Testament
In Verbindung mit
J. Benzinger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger und **G. Wildeboer**
herausgegeben von
D. Karl Marti,
ord. Professor der Theologie an der Universität Bern
Vollständig in zwanzig Lieferungen
Der Subscriptionspreis von Mk. 60.— erlischt am 31. Dezember 1900

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Zu **Geschenken** empfehle ich folgende Werke meines Verlages:

Textbibel

des

Alten und Neuen Testaments

herausgegeben von

D. **E. Kautzsch**

(Das Neue Testament in der Uebersetzung von D. C. Weizsäcker)

A **Altes und Neues Testament mit** den **Apokryphen** des **Alten Testaments** in Bibeleinband gebunden **M. 12.—**
B **Altes und Neues Testament ohne** die **Apokryphen** des **Alten Testaments** in Bibeleinband gebunden **M. 10.50**
C **Altes Testament mit Apokryphen** gebunden **M. 10.20**
D **Altes Testament** gebunden **M. 9.—**
E **Neues Testament.** In Ganzleinen gebunden **M. 3.—.** In Ganzleder gebunden **M. 4.80**

„Wir denken, es sollte keinen Pfarrer irgend welcher Richtung geben, dem nicht diese mit aller Gewissenhaftigkeit hergestellte treue Textübersetzung neben seinem Luther .... willkommen wäre."
(Literar. Rundschau für das evang. Deutschland)

„Es gereicht uns zu großer Freude, diese Textbibel zur Anzeige bringen zu dürfen als eine wertvolle Frucht der modernen theologischen Schriftwissenschaft."
(Allg. Evang.-Luther. Kirchenzeitung)

Die Textbibel wird besonders den Herren Pfarrern zu Geschenkszwecken empfohlen

Palmer, Kappus & Cie. in Jerusalem
Generalvertretung:
Adolph Klett, Hirschstr. 30, Stuttgart

Orientreisen

Frühjahrsreisen nach Aegypten, Palästina, Griechenland, Türkei
Nilreisen

Abfahrten der **Gesellschaftsreisen** am 6. und 27. **Februar**, 13., 20. und 27. **März** und 14. **April** 1901.
Reisedauer 19—63 Tage
Preise **M. 690—2750,** je nach Umfang der Reise

Für **Einzelreisende** vollständiges System von zusammenstellbaren Rundreisescheinen, auch für den Landaufenthalt, Führer, Besichtigungen etc.

Ausführliche illustrierte Programme kostenfr. durch obige Generalvertretung, ferner durch **J. J. Heselschwerdt** in **Frankfurt a. M.,** Kronprinzenstrasse 30 und **Dr. Benzinger, Berlin-Friedenau,** Beckerstrasse 11

Schriften von R. Wimmer

Das Leben im Licht
Ein Andachtsbuch
M. 2.80 Geb. M. 3.60

Gesammelte Schriften
In zwei Bänden
In einen Halbleinenband geb. M. 8.50,
In zwei Halbfranzbände geb. M. 10.—.

Die beiden Bände der „Gesammelten Schriften" erschienen einzeln unter den Titeln:

Geisteskämpfe
Geb. M. 4.50

Friede in Gott
Geb. M. 4.50

Im Kampf um die Weltanschauung
Dreizehnte und vierzehnte Auflage. Kart. M. 1.25

Der Weg zum Frieden
Vierte Auflage. Kart. M. 1.50

Inneres Leben
Vierte Auflage. Kart. M. 1.45

Die biblischen Wundergeschichten
Vierte Auflage. Geb. M. 1.50

Liebe und Wahrheit
Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens
Kart. M. 1.45

Aus den Schriften Wimmers spricht eine gewaltige religiöse Kraft, ein tiefes christliches Gemüt.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg